**Zeitschrift:** Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

**Band:** 4 (1924-1925)

**Heft:** 5-6

Buchbesprechung: Bücher

Autor: [s.n.]

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

heit einmal auf eine in unserem Volke leider weit verbreitete Angstlichkeit und den Kleinmut aufmerksam machen, die sich bei Besprechung unserer Kriegs= tüchtigkeit kundgibt. Es zeigt sich da oft eine Berzagtheit und ein Mangel an Selbstvertrauen in die eigene Rraft, im besten Falle ein Soffen auf die Silfe und Unterstützung anderer, die alles andere ist als "zur höchsten Potenz gesteigertes Manneswesen". Aus dem mangelnden Selbstbewußtsein resultiert jes weilen eine Nachgiebigkeit und Indolenz gegenüber unwürdigen, politischen Forberungen des Auslandes, die manches Ereignis der neuesten schweizerischen Bolitik begreiflich erscheinen laffen könnte. Gerade die auswärtige Politik hängt eben nahe mit der Beurteilung der militarischen Rampffraft zusammen. Mehr Festigkeit, mehr echtes Manneswesen, um mit General Wille zu sprechen, tut unbedingt not! Gerade für ein kleines Land mit einer numerisch schwachen Armee und geringfügigen Gelbmitteln bieten die Ausführungen des Berjassers einen Lichtblick, da die Erschaffung moralischer Werte von materiellen Boraussetzungen unabhängig ift. Bir haben die von ihm entwickelten Gedanken an diesem Orte hervorgehoben, weil sie über den engen Rreis einer Fachzeit= schrift hinaus jeden Schweizer berühren, der an der Unabhangigkeit seines Vaterlandes festhält.

# Bücher

## Guchomlinow's Erinnerungen.

Seit dem Ausbruch des Weltkrieges galt der damalige russische Kriegsminister W. A. Such om linow bei vielen als einer der eifrigsten Kriegstreiber. Diese Ansicht hat sich als irrig erwiesen. Seine Hauptverantwortung
liegt darin, daß er in der Julikrise 1914 die Dinge gehen ließ, den Machenschaften seines durch den Großfürsten Kikolai Rikolajewitsch vorgeschobenen Generalstabsches Januschtzewitsch nicht entgegentrat und nicht den pflichtgemäßen
Mut fand, den Zaren und den Außenminister Sasonow darauf hinzuweisen, daß
die russische Armee für einen Weltkrieg von längerer Dauer noch unsertig
war.

Die Widersprüche, die im Suchomlinow-Prozeß 1917 zutage traten, und insbesondere die damals vorgebrachte Vorspiegelung der wegen Hochverrats Ansgeklagten Suchomlinow und Januschksewitsch, sie hätten hinter dem Rücken des Zaren die allgemeine Modilmachung durchgeführt, haben ein sehr schlechtes Licht auf die beiden geworfen, das Suchomlinow durchaus nicht in dem Maße verdient. Seine "Erinnerungen" (R. Hobbing, Berlin, 1924; XXXI und 526 S., M. 15.—geb.) lassen ihn vielmehr ganz sympathisch erscheinen; wobei freilich nicht überssehen werden darf, daß Suchomlinow ein Verteidigungsbuch geschrieben hat und nicht immer einwandfrei zuverlässig ist.

Suchomlinow schilbert in anziehender Weise seine ganze militärische Laufbahn und es ist keine Frage, daß er darin Hervorragendes für sein Land getan hat. Die Politik streift er in seinem Buche nur nebenbei. Aber gerade diese Streislichter sind nebst den Charakteristiken von Männern wie Jswolski, Sasonow, dem Zaren, den politisierenden Militärs, von Wert. Suchomlinow selbst hielt von 1903 an den Krieg mit Österreich-Ungarn für wahrscheinlich, von 1909 an auch den mit Deutschland. Er verurteilt die seit der bosnischen Krise zusnehmende Aggressivität des Panslawismus, dem sich auch Außenminister Sasonow als Schüler Iswolskis hingegeben habe. Sasonow ging darauf aus, die Meerengen in Besitz zu nehmen und den österreich-deutschen Einfluß auf dem Balkan auszuschalten. Suchomlinow will dagegen die beabsichtigte überrumpes lung Konstantinopels stets als Unsinn betrachtet haben, worin ihm aber das Protokoll der Meerengen-Konserenz vom Februar 1914 einigermaßen widerspricht.

Der Oheim bes Zaren, Nikolai Nikolajewitsch, ist für Suchomsinow der böse Geist Rußlands gewesen. Suchomsinow schildert ihn als ehrgeizig, brutal, geistig minderwertig; er erweckte sogar die Erinnerung an Jwan den Schreckslichen. Der Größfürst war ein sanatischer Deutschenhasser und das Haupt der panslawistischen Militärpartei. Im Sommer 1914 sei der Zar vollständig unter dem Einfluß seines Oheims gewesen. Was Suchomsinow im 28. und 29. Kapitel über den Kriegsausdruch schreibt, ist von besonderem Interesse. Danach wurde Suchomsinow von Beginn der Krise an absichtlich ausgeschaltet (ein verantswortungsbewußter Kriegsminister läßt das nicht zu). Nikolai Nikolajewitsch war zum Krieg entschlossen — was wohl seststeben dürste. Sein williges Wertzeug war der Generalstadschef Januschtsewitsch, an den die Führung überging, was General Dobrorolski, der damalige Chef der Modilmachungsabteisung, schon früher hervorgehoben hat ("Die Modilmachung der russischen Armee 1914", Berlin 1922). In Abweichung von anderen Zeugnissen schildert Suchomsinow den Außenminister Sasonow von Ansang an als kriegslustig. Sicher ist, daß Sasonow vom 28. bezw. 29. Juli an mit Januschtsewisch in engem Einversnehmen war. Nachdem der Zar bereits am 29. nachmittags die allgemeine Modilmachung genehmigt, sie aber am späten Abend unter dem Eindruck eines Telegrammes von Kaiser Wilhelm II. in die Teilmodilmachung beschränkt hatte, gelang es Sasonow am 30. zwischen 1 und 4 Uhr nachmittags (die Augaben darüber schwanken noch), dem Zaren endgültig die verhängnisvolle Berfügung zur allgemeinen Modilmachung zu entreißen, die den Beltkrieg unverweidlich machte. Darüber läßt auch Suchomsinow keinen Zweisel.\*)

Sehr zu beachten ist, daß Suchomlinow, ebenso wie General Dobrorolski, in der Julikrise 1914 durchaus nicht die Rotwendigkeit für Rußland erblickte, das Schwert zu ziehen. Das russische Heer konnte erst 1916 vollkommen gerüstet sein. Dann hätte, wie Suchomlinow schreibt, Rußland mit seinen 180 Millionen Menschen "eine so gewaltige Armee nach Zahl, Ausbildung und Ausrüstung gehabt, daß es imstande gewesen wäre, die Lösung aller kontinentalpolitischen Probleme im Sinne seines Vorteils zu betreiben." Mit andern Worten: Rußland hätte dann Westeuropa widerstandsloß seinen Willen aufgezwungen... Es ist klar, daß diese von Suchomlinow zweimal mit Bedauern ausgedrückten Gedanken (S. 350 und 515) von benjenigen Angehörigen der Mittelmächte, die vor 1914 kriegerischen Vorbeugungsmaßnahmen das Wort redeten, zur Rechtsertigung verwertet werden können.

Doch halten wir uns an die wirklichen Geschehnisse. Suchomlinow entsichuldigt seine Passivität im Juli 1914 damit, er habe nicht nur instinktiv gesgefühlt, sondern auch klar an dem Verhalten der Diplomaten gesehen, "daß keine Macht mehr imstande sein würde, das Rad der Weltgeschichte auf einen anderen Weg zu leiten." Außerdem war das russische Heer noch nie so gut gerüstet wie damals und genügte für einen Weltkrieg von kurzer Dauer, wie man allgemein annahm, vollkommen. Nach Sasonow erschien die Unterstühung Frankreichs und Englands schon am 24. Juli gesichert. Und Suchomlinow schreibt abschließend (S. 374):

"Wer einmal die Rulissengeschichte des Ariegsausbruches wird ersgründen wollen, wird seine besondere Aufmerksamkeit den Tagen zuwenden müssen, in die der Besuch Poincarés fällt, sowie den daran ans

<sup>\*)</sup> Die Einzelheiten barüber, wie am 24. die Teilmobilmachung grundsählich beschlossen, am 28. angekündigt, am 29. aber zuerst die allgemeine, bann die Teilmobilmachung verfügt warde, und wie und wann der Zar am 30. Juli die allgemeine Mobilmachung endgültig angeordnet hat, sind noch nicht völlig geklärt. Siehe darüber außer der Schrift Dobrorolskis und den Ersinnerungen Suchomlinows die Aufsäte der beiden in "Die Kriegsschuldstrage", Berlin, April und Juli 1924, sowie die Tagesauszeichnungen des ehemaligen russischen Außenministeriums ("Der Beginn des Krieges 1914", Berlin 1924). Fest steht, und wird von immer mehr auch außerdeutschen Sachverständigen anerstannt, daß mit der russischen allgemeinen Mobilmachung der Weltkrieg begann.

Bücher

schließenden Tagen, etwa vom 24. bis 28. Juli. Ich bin fest davon überzeugt, daß in dieser Zeit die Entscheidung über Krieg und Frieden in dem Sinne fiel, in dem Großfürst Nikolai Rikolajewitsch, Sasonow und Poincare sich verschworen hatten, jeden Versuch, eine friedeliche Lösung zu finden, unter allen Umständen zum Scheitern bringen zu wollen."

# Die schweizerisch-französische Grenze und der Vertrag von Versailles.

Anfang 1922 ist der juristischen Fakultät Bordeaux eine Abhandlung eins gereicht worden, die die Kückwirkungen des Bersailler Bertrages auf die schweis zerischsfranzösische Grenze behandelt (Colonel G. Becker: Les confins francosuisses et le Traité de Versailles, Berger-Levrault, éditeurs, Nancy-Paris-Strasbourg 1922). Der Bersasser will darin beweisen, daß der Bersailler Berstrag einerseits die Neutralität der Schweiz bewahre und dadurch ihre Rechte schütze, anderseits den Rechtszustand an der schweizerischsfranzösischen Grenze wiederherstelle. Le Traité de Versailles protecteur et restaurateur du Droit sur les

confins franco-suisses. Tel est l'objet de la présente étude.

Nach einer kurzen, historischen Sinleitung über die Entstehung der gemeinsamen Grenze zwischen der Schweiz und Frankreich und über die Entstehung der schweizerischen Neutralität geht der Verfasser zur Behauptung über, unsere Neutralität sei vor dem Bersailser Bertrag an der schweizerisch-französischen Grenze durch Deutschland bedroht gewesen. Diese Drohung sei dreisach begründet: in der deutschen Rechtswiffenschaft, die der Lehre vom staatlichen Not= stand und der strategischen Notwendigkeit huldige, denen gegenüber jede Rechts= regel zurücktreten müsse (omnia licere quae necessaria sunt ad finem belli Rot fennt fein Gebot), in der deutschen Strategie, die die Aberflügelung oder noch beffer die beidseitige Umfaffung bes Gegners befürworte, und schließlich im deutschen Kriegsplan. Durch die in deffen Ausführung gebauten Gisenbahnen im Oberelfaß und in Sudmest-Baden habe die Gefahr kontrete Gestalt angenommen. Eine Berletzung der schweizerischen Neutralität sei auf zwei Arten möglich: entweder als Einbruch durch die schweizerische Hochebene oder lediglich durch die "Enklave" von Pruntrut. Die erste Möglichkeit lehnt der Berfasser aus politischen und militärischen Gründen ab, wobei er der schweizerischen Milizarmee einen grand esprit militaire zubilligt. Die zweite Berfion scheint ihm hingegen vom beutschen Borkriegsstandpunkt aus betrachtet günstig, da der nach Pruntrut führende Korridor zwischen Rhein und Aare rasch erreicht und benütt werden könne und der Jura einen ausgezeichneten Flankenschutz bilde. Interessant ist die Würdigung der politischen Lage angesichts eines eventuellen Einbruchs in die Ajoie. Der Verfasser sagt allerdings nur, wie seiner Meisnung nach der deutsche Generalstab die Lage beurteile. Die Schweiz würde sich nach dieser Darstellung mit einer beschränkten militärischen Aktion, nämlich mit der Entsendung von Truppen an den Ofthang des Jura, ohne Kriegserklärung an Deutschland, und mit einem diplomatischen Protest begnügen. Leider verhehlt uns der Berfasser, ob diese Auffassung auch die seinige ist. Die Gefahr hat sich nach der Meinung des Verfassers 1914 deshalb nicht verwirklicht, weil Rugland auf Seite der Entente in den Krieg trat, wodurch Deutschland die zahlenmäßige Überlegenheit verlor, mit welcher allein eine doppelseitige Um= fassung möglich sei. 1917, nach dem Frieden von Brest-Litowsk, sei die Ge-fahr aber nach der Erlangung der zahlenmäßigen Aberlegenheit wieder aufgetaucht. Das französische Hauptquartier habe sich bagegen vorgesehen und, wie einzelne Autoren behaupten, sei auch der schweizerische Generalstab deswegen mit dem frangösischen Oberkommando in Berbindung getreten. Die schweize= rische Neutralität steht nun nach Ansicht des Berfassers infolge des Bersailler Bertrages unter einem militärischen Schute, indem Frankreich nach der Annexion

Elsaß-Lothringens eine deutsche Umfassungearmee selbst flankierend aus dem Elsaß angreifen könnte, ferner aber durch die Entwaffnung Deutschlands und die Garantiebestimmungen des Völkerbunds unter einem juristischen Schutze. Immerhin hat der Verfasser kein großes Vertrauen in den rechtlichen Schutz, da er ihn hinsichtlich der Entwaffnung problematisch und hinsichtlich der Völkers bundsgarantie recht entfernt und abliegend findet.

Von besonderem Interesse ist der zweite Teil der Schrift, die Wiedersherstellung des Rechtszustandes an der schweizerischsfranzösischen Grenze, die sich auf die Aushebung der Zonen bezieht. Der Verfasser geht davon aus, daß vor dem Versailler Vertrag die politische und wirtschaftliche Souveränität Frankreichs verletzt gewesen sei. Er argumentiert solgendermaßen: Frankreich ist in politischer und wirtschaftlicher Beziehung ein souveräner Staat. Die Sou-veränität verträgt keinerlei Beschränkungen. Vor dem Versailler Vertrag bestand aber in den Zonen ein anormaler Zustand, da Frankreich gewissen politischen und wirtschaftlichen Beschränkungen unterworsen war. Folglich war die französische Souveränität verletzt. Der Verfasser verkennt, daß durch Verträge bes grunbete, rechtliche Bindungen auch bei souveranen Staaten zahlreich und mit bem Befen ber Souveranität vollkommen vereinbar find. Die Aufhebung ber Zonen mag als politisches Postulat begründet sein, auf keinen Fall ist sie aber als juristisches Postulat in dem Sinne begründet, daß dadurch eine Rechtsverletung, eine Berletung der frangösischen Souveränität (atteinte portée à la souveraineté française) wieder gutgemacht wurde. Der Verfasser beginnt wieder mit einer historischen Einleitung, in der er der Theorie beitritt, wonach die Neutralisierung Hochsavohens und das Besetzungsrecht der Eidgenossensschaft zu Gunften des Königs von Sardinien und zu Lasten der Schweiz geschaffen worden seien, der man gegenteils eine Servitut habe auferlegen wollen. Der Bertrag von Berfailles erklärt nun in seinem bekannten Artikel 435, daß die Bestimmungen der früheren Berträge den gegenwärtigen Berhältnissen nicht mehr entsprechen. Nach der Auslegung des Versassers nimmt der Versailler Bertrag ferner Akt vom bereits abgeschlossenen, politischen Abkommen zwischen der Schweiz und Frankreich und stellt schließlich noch die Aufgabe, ein wirtschaftliches Abkommen zwischen den beiden Staaten zu schließen. Es ist dies bie uns durch die Noten des französischen Außenministeriums geläufige Ansicht, wonach der politische Verzicht der Schweiz bereits vorliege und von den Signatarstaaten des Versailler Vertrages nur festgestellt werde und wonach die schwebenden Unterhandlungen nur noch die wirtschaftlichen Fragen zu regeln berufen seien. Man kann sich auch hier wieder des Eindrucks nicht erwehren, daß die schweizerische Regierung 1919 in ihren Zusagen zu weit gegangen ist. Les deux notes annexes -- du Gouvernement suisse en date du 5 mai 1919, du Gouvernement française en date du 18 mai 1919 — consacrent une entente sur les mots "sont et demeurent abrogées" (nämlich die Bestimmungen über die Neutralität Savoyens). Der Berfasser zitiert ferner einen Artikel der "Debats" vom 4. Dezember 1921, wonach der Art. 435 d'un commun accord par les représentants du Gouvernement helvétique et du Gouvernements français revidiert worden fei. Immerhin anerkennt er, daß die Intraftsetzung von der vorgängigen Ratifikation durch die Bundesversammlung abhängig ist, an welcher er übrigens nicht zweifelt. Auch vor einem allfälligen Referendum zeigt er keine Besorgnis; benn Bundesrat Abor habe im Nationalrat im Namen bes Schweizervolfes erflärt, daß die Neutralisation von Savopen nicht mehr zeitgemäß sei: "la Savoie est française, et il y a quelque chose d'humiliant pour ce Pays de sentir peser sur lui une vaine servitude militaire". Auch über das Schicksal des Wirtschaftsabkommens vom 7. August 1921 ist er nicht besorgt, da die Schweiz das Bedürfnis empfinde, sich von der deutschen Wirtschaft unabhängig zu machen, wofür das Abkommen die sicherste Gewähr biete. Zum Schluß verkündet er die Wirtschaftssolidarität zwischen der Schweiz und Frankreich gegenüber dem deutschen übergewicht. Diese Solidarität brauche eine gemeinsame Waffe: Die Schiffbarmachung der Rhone vom Mittelländischen Meere bis zum Rhein. Ce cera le trafic français assuré depuis Marseille et Bordeaux jusqu'au Danube. Ce cera pour

le plus grand bénéfice de la Suisse, l'activité économique française aiguillée vers la nouvelle Europe née de la Victoire: Pologne, Tchéco-Slovaquie, jeunes Etats baignés par des rivières, Vistule, Elbe, Moldau, qui, toutes, les inclinent vers l'Allemagne. Ce cera, pour le plus grand bénéfiee de la Suisse, l'activité économique française aiguillée vers des pays affaiblis ou lointains: Autriche, Hongrie, Roumanie,

que leur isolement menace du joug économique allemand. Der Verfasser entwickelt in seinem Werke Gedanken, die nicht die unsrigen find. Wir könnten uns bessere Sicherungen unserer Neutralität vorstellen, als sie uns der Bersaisler Bertrag gebracht hat, abgesehen von der Konstruktion der disserten Neutralität. Insbesondere betrachten wir die einseitige Aufshebung der Zonen nicht als eine Wiederherstellung des normalen Rechtszustandes oder die Wiedergutmachung einer Rechtsversetzung. Es ist aber stets nüplich, den gegnerischen Standpunkt zu betrachten und daraus zu lernen, daß wir an unserer prekären Lage oft selbst schuld sind, indem wir durch ungeschicktes oder allzu zuvorkommendes politisches Operieren unserer eigenen Lage präjudizieren und dem Gegner feine besten Argumente erft in die Sande spielen.

Rarl Bertheau.

## Matthäus Schiner.\*)

Am 1. Juni dieses Jahres konnte der Verfasser einer meisterhaften Schinero biographie, Albert Büchi, Professor an der Universität Freiburg i. A. seinen 61-Geburtstag feiern. Seine wissenschaftlichen Arbeiten um die Erforschung der Bag lifer= und Freiburgergeschichte um die Wende des Mittelalters rechtfertigen es, da=. auch die "Monatshefte" seiner ehrend gedenken und ihm zu diesem Jubilaum ihren herzlichen Glückwunsch entgegenbringen. In wie reichem Maße seine Arbeit nicht nur den Historiker, sondern auch ein weiteres Publikum zu interessieren vermag, bas zeigt ein furzer Bang durch die klargegliederte Biographie über Matthäus

Schiner, deren 1. Teil bereits lettes Jahr erschienen ist. Die Abhandlung, die sich auf ein außerordentlich reiches Aktenmaterial stütt, beginnt mit einer übersichtlichen Betrachtung der politischen Verhältnisse im Wallis während dem 15. Jahrhundert. Dann leitet sie über zur großen Persönlichkeit Schiners, welcher der Verfasser in weiser Verteilung von Licht und Schatten gerecht zu werden versucht. Mit wechselnder Teilnahme verfolgt der Leser den glänzenden Werven verjuct. Wat wechjelnoer Leilnahme verfolgt der Leser den glanzenden Werdegang dieses hochbegabten Politikers und Kirchenfürsten. Die Vergangenheit wird einem zur Gegenwart, und Gestalten, die man längst vergessen geglaubt, fangen wieder zu handeln an. Schiner gehört zu jenen Menschen, die aufs engste mit der Heimat verwachsen sind. In ihr und für sie lebt er. Er ist und bleibt ein Kind der Berge, voll Kraft und Energie. Wo er sich einsetzt, da ist sein ganzes Selbst zu sinden, alles Halbe und Wankelmütige ist seinem Wesen abhold. Furcht kennt er nicht und Gesahren können seine Entschlüsse nicht hindern. So dient er poll Ergehung der Virche so greitet er treu für seinen politischen Lehrweister Särg voll Ergebung der Kirche, so arbeitet er treu für seinen politischen Lehrmeister Jörg auf der Flüe. Aber daneben schlummert in ihm eine verzehrende Leidenschaft, die, wenn sie einmal entfacht ist, keine Rücksichten mehr kennt und selbst die ehemaligen Gönner nicht schont. Ein sprechendes Beispiel ist der Rampf gegen Jörg auf der Flüe. Der Grund zu diesem Zerwürfnis liegt in der Hinneigung des letteren zu Frankreich. Seitdem Ludwig XII. Mailand erobert hat, glaubt Schiner die Grenzen seines Bistums bedroht; jeder Franzosenfreund ist ihm ein Landesverräter. Von bem Augenblick an, da auch Jörg auf der Flüe in dies Lager übertritt, ist er nicht mehr Schiners Freund. Der Bischof sieht in ihm das verkörperte Frankreich, gegen bas alle Mittel erlaubt sind, und mit teuflischem Haß stürzt er auf sein Opfer. Dieser Prozeß hat aber mehr als nur persönliche Bedeutung: Er ist zugleich die

<sup>\*)</sup> Rardinal Matthäus Schiner, als Staatsmann und Kirchenfürst. Ein Beitrag zur allgemeinen und schweizerischen Geschichte von der Wende des XV.—XVI. Jahrhunderts von Albert Büchi. Zürich, Kommissionsverlag Seldwhla, 1923.

Personisitation des Rampses, der sich zwischen der Bolksseele des Wallis und dem eroberungsluftigen Frankreich abspielt. — In dem persönlichen Zwist hat Schiner seine Fähigkeiten fennen gelernt, nun darf er es wagen, auch den großen Rampf offen gegen den westlichen Nachbar aufzunehmen. Zu dem Zwecke sucht er die Ver= einigung zwischen dem Papit und den Gidgenoffen in die Wege zu leiten. Wohl fühlt er, daß der Papst mit seiner Hilseleistung nur eigene, nationalistische Ziele verfolgt, aber ihm ift das einerlei, wenn nur die Frangofen aus der Lombardei vertrieben werden, Rom ist zu fraftlos, um zur Gefahr zu werden. Und Schiner hat Erfolg. Die Lombardei wird durch den Pavierzug und die Schlacht von Novara vom verhaßten Gegner befreit und dem Herzog Maximilian zurückgegeben, dem der fluge Kardinal beratend zur Seite steht. So hat der einstige Bauernknabe welt= geschichtliche Bedeutung erlangt, beffen Stimme fogar bei der Papftwahl entscheidend in die Bage fällt. Auch in den Mailanderfeldzügen hat Schiner eine größere Rolle gespielt, als man bisher gewohnt war, anzunehmen. Er beeinflußt aufs nachdrücklichste die eidgenössischen Diplomaten und rivalisiert mit dem außerst gewandten Landvogt von Dijon. Lange hält dies jedoch nicht an. Bei den Eidgenossen wiegt das französische Geld viel schwerer als alle andern klugen Bedenken. Jest steht Schiner auf der Höhe seiner Macht. Wie ein Fürst residiert er auf dem Schloß in Bigevano und verfolgt mit gespanntester Ausmerksamkeit die Bewegungen Frankreichs. Mag man noch so sehr die grausame Rachsucht gegen Jörg auf der Flüe verabscheuen, hier kann man ihm seine Bewunderung nicht versagen. Er ist beinahe nur noch Politifer, der alles dran fest, Ehre, Reichtum, Familie, Vaterland, um fein Biel gu erreichen: das Vaterland von französischer Abhängigkeit fernzuhalten. — Hier schließt der erste Teil dieser Biographie. Was darin dem Verfasser unserer Ansicht nach besonders gelungen ist, das ist die feine sachliche Herausarbeitung der Schinerpersonlichkeit. Wenn auch die Verhältnisse heute anders geworden sind, so möchte man doch wünschen, daß unserem Lande wieder einmal ein solch unerschrockener und zielbewußter Führer geschenkt würde. Das Werk ist eine tiefgründige, großangelegte Arbeit, die die Schweizergeschichte namentlich im Jeperhandel und den Mailänderfeldzügen einer neuen kritischen Betrachtung unterzieht und mit Recht von den Fachfreisen wohlwollend aufgenommen worden ist.

Ernft Steinemann.

# Henri Ford und J. Ramfay Mac Donald.

Diese Männer vertreten zwei Welten, welche durch einen tiesen Abgrund getrennt scheinen. Ford als der reichste Mann der Welt ist Großkapitalist in ausgeprägter Form. Mac Donald ist nicht arm, sondern ganz wohlhabend; aber er steht dem Kapitalismus seindlich gegenüber. Abgesehen von diesen Gegenssätzen, sind aber Beide praktische und zielbewußte Angelsachsen, die es verstehen, ihrer Arbeit eine Fassade zu geben, welche durch Ideen der Gerechtigkeit gestützt wird. Das zeigt sich in den Büchern, die sie jetzt fast gleichzeitig versöfsentlicht haben und in denen sie ihre Grundsätze darlegen. Bei der Stellung, welche Ford und Mac Donald im politischen Leben einnehmen, mag es sich rechtsfertigen, diesen "Bekenntnissen" einige Ausmerksamkeit zu schenken.

Fords Buch führt den Titel "Mein Leben und mein Wert". Es erschien unter Mitwirkung von Samuel Crowther und wurde von Curt und Marguerite Thesing ins Deutsche übertragen\*) und es ist in aller Hand. Es ist keine eigent- liche Selbstbiographie und es hat auch nichts mit dem zu tun, was Henri Ford gegen die Juden schrieb. Über sein persönliches Leben ersahren wir aus dem Buche nur wenig. Als Sohn eines Farmers am 30. Juli 1863 auf einer Farm bei Diarborn in Michigan geboren, sollte Henri Ford in den Betrieb des Baters treten. Sein Sinn ging jedoch auf andere Dinge. Von früher Jugend bes schäftigte ihn die Mechanik. Er war eine Ersinder-Natur und verfolgte mit Zähigkeit und Scharssinn den einen Gedanken, ein Fahrzeug zu konstruieren,

<sup>\*)</sup> Paul List, Leipzig, 21. Auflage.

das sich von selbst bewegt. Zahlreiche Menschen gingen damals in Amerika diesem Probleme nach. Man war noch der Ansicht, daß das Automobil ein Luxusartikel für reiche Leute sei und baute daher teuere und schwere Wagen — ausdauernde Kenner. Ford wollte dagegen einen leichten und billigen Wagen für die Masse konstruieren. Wie ihm dies gelungen, wird im Buche aussührlich erzählt. 1903 begann die Fabrikation mit 1708 Fordsmaschinen. Von da stieg die Produktion beständig. Sie betrug 1920/21 jährlich 1 250 000 Stück. Der ursprüngliche Preis von 950 Dollars sank 1920/21 auf 440 bis 355 Dollars. Als es sich darum handelte, während des Unterseebotkrieges die Lebensmittesnot in England zu heben, schuf Ford einen Pflugschlepper. In kürzester Zeit pflügten 5000 dieser Maschinen weite Strecken von unbebautem Boden um und trugen viel dazu bei, daß England durch die schwere Zeit hindurchsam. Dieses die technische Seite des "Werkes" von Ford — diesenige, welche mit Hilfe von mechanischen und chemischen Methoden, mit dem Können des Ingenieurs und den Rohmaterialien geschaffen wurde.

Biel mehr Interesse für weitere Areise bietet die andere Seite — nämlich die Organisation der Arbeit. Wenn der Berleger in seiner Ankündigung das Buch von Ford als eine Lösung der sozialen Frage bezeichnet, so mag damit zu viel gesagt sein. Aber in den Methoden von Ford steckt so viel gesunder Menschenverstand und so viel richtiges Denken und Berechnen, daß eine solche Lösung der sozialen Frage sich vorteilhaft von allerlei utopischen Theorien abshebt, mit denen heute manche Weltverbesserer die Menschheit beglücken wollen.

Nach Ford foll ein industrielles Unternehmen eine Gemeinschaft sein, in der jeder Arbeiter an seinem Plate der Gesamtheit dient und am Berdienste teilnimmt. Bon diesem hängt der Lohn des Ginzelnen ab. Das Bestreben Fords ging von Anfang an dahin, die Produktion zu erhöhen, das Fabrikat zu versbessern und zu verbilligen und die Löhne zu steigern. Der Arbeiter kann da mithelfen, indem er Borschläge macht, wie am Material und der Arbeitszeit gespart wird. Sie werden geprüft und im Falle der Brauchbarkeit honoriert. Ber fich zur Arbeit stellt, wird ohne Rücksicht auf fein Borleben angenommen, und bann gilt es, für ihn die paffende Arbeit gu finden. Geht es mit einer nicht, so versucht man es mit einer anderen. Immer muß aber in einem Achtsstundentag ein bestimmtes Arbeitsmaß geleistet werden, das dem Minimalsohne — 5 bis 6 Dollars — entspricht. Ber da nicht mittun will, kann gehen. Starke und Schwache, Anormale aller Art, Blinde und Krüppel sinden in dem vielsseitigen Betriebe eine passende Arbeit. Für Alter und Krankheit wird gesorgt. Das Unternehmen besitzt große Spitäler, in denen jedem Kranken ein besonderer Kraum angewiesen ist. Da Ford gegen die Arzte mistrausch ist, so wird jeder virgelieserte Oranke seinen gegen die Arzte mistrausch ist, so wird jeder eingelieferte Kranke sofort von einer Anzahl von Arzten untersucht, die unabhängig voneinander ihre Diagnosen stellen. Im allgemeinen nimmt Ford geslernte und ungesernte Arbeiter. Für letztere ist eine Schule eingerichtet, welche den Charafter einer Lehrwerkstätte hat. Sofort wird an Dingen gearbeitet, die in der Fabrik gebraucht werden. Ist die Arbeit verwendbar, so wird sie besachlt. Die Lebensführung der Arbeiter wird einigermaßen kontrolliert, und Erzesse irgendwelcher Art haben Entlassung zur Folge. Titeln ist Ford nicht geneigt und die Unterordnung des Einen unter Andere ift nur an den Gehaltsstufen kenntlich. Biele Wohlfahrtseinrichtungen verbinden die ca. 50 000 Arbeiter und fie bilden einen geschloffenen Sabritstaat, wie er vielleicht in dieser Beise nur einmal in der Belt eriftiert. Bon größter Bedeutung ift die Stellung Fords zu ben Banken und ber Finang. Er ift nicht gerade ein Feind ber Banken und er legt auch seine Rapitalien, die im Betrieb eingehen, auf Zinsen; aber er entleiht nicht. Die Industrie soll von der Produktion ausgehen und nicht von der Finanzierung durch Banken. Durch diese wird leider das Produkt der Fabrik zum Gegenstand der Spekulation. Die Bank nimmt daher dem Arbeiter den Gewinn, drückt die Löhne und verleitet allzu leicht zu Untersnehmungen, die am Bankkredit verbluten. Ford erzählt, daß einmal während des Krieges in seinem Betriebe bei großer Geldknappheit die Versuchung sehr nahe lag, bei den Banken Geld zu leihen. Es wurde ihm in liberalster Weise angeboten. Die Arbeiter standen aber zusammen, und Ford kam so durch die Krisis und geriet weder diesmal noch später in die Hände der Hochstnanz. Ihrem Interesse war freilich damit nicht gedient. Hier ist der Punkt, wo die Feindschaft zwischen Ford und den Juden einsetze und seine heftigen Angriffe gegen die Juden erklärt. Im Grunde genommen steht Ford nur auf dem Boden, welchen früher jeder solide Bauer einnahm. Erst wenn er borgte, begann die Güterschlächterei und der Niedergang.

Ford weiß dies alles sehr schön darzulegen und zwischen den Zeilen liest man immer wieder die Aufforderung, es auch so zu machen wie er. Dahin deuten auch manche Titelüberschriften, die in ihrer Form fast naw erscheinen. Warum nicht immer gute Geschäfte machen? Warum arm fein? Warum Bohltätigkeit? Alles das ist nicht nötig, wenn man die Wege von Ford geht. Man wird freilich fagen, daß er gut so reden fann. Als genialer Erfinder und großer Organisator ist er in einem Lande, das reich an Rohmaterialien ift, auf einen guten "Artitel" verfallen und hat Erfolg gehabt. Man wird vielleicht auch Ford vorwerfen, daß er die Berhältniffe in seinen Fabriten aus Grunden der Reflame allzu gunftig schildert. Diese Einwürfe mögen nicht ganz unzutreffend sein. Aber wie dies auch sei, es bleibt doch die Tatsache, daß das "Wert" von Ford auf einigen recht altväterischen Grundsätzen beruht, die man heute zu wenig beachtet, seit der "soziale Geist" über uns gefommen ist und uns erleuchtet. Ich fasse sie nochmals zusammen. Jedes Unternehmen soll alle, welche daran arbeiten, zu einer Gemeinschaft vereinigen. Geht es dieser gut, so muß es der Arbeiter am Lohn merken. Und es wird gut gehen, wenn alle — vom obersten bis zum untersten — im achtstündigen Arbeitstag ihr Möglichstes leisten. Die Produktion eines Fabrifates darf erst beginnen, wenn man die Güte desselben ausprobiert hat. Man fange nicht mit einer Finanzoperation an, deren Tragweite nicht zu übersehen ift. Staat, Politif und Bant follen bei dem Unternehmen feine führende Rolle spielen. Diese ist dem Leiter der Fabrik, dem Ingenieur und dem Arbeiter zugedacht. Nach diesem alten Rezept ist Ford der reichste Mann ber Welt geworden und seine Arbeiter fühlen sich wohl dabei. Weil viele Amerifaner dieje Methode zu schäten mijfen, so wollten ihn weite Rreise gum Randidaten für die Prafidentenwahl aufstellen. Sie glaubten, daß auch der Politik mit der Arbeitsmethode von Ford gedient sei. Freilich kann sie nicht Redermann nachmachen und es bedarf dazu hervorragender Eigenschaften des Berstandes und einen starten Willen. Wer diese besitht, kann manches von diesem Amerikaner lernen, der nicht mit Borurteilen belaftet ift.

Und nun Mac Donald? "Unfere Politit" betitelt sich seine Programm= schrift.\*) Auch er will die soziale Frage lösen und lehnt sich scheinbar an die Ideen an, die auf dem Festlande unter dem Namen von Mary gehen und einen Sozialstaat anstreben. Man täuscht sich aber vollkommen, wenn man in Mac Donald etwas von einem deutschen Sozialdemokraten vermutet oder ihn gar vom bolschewistischen Geiste angekränkelt glaubt. Er schüttelt Leute dieser Farbe, die auf dem äußersten Flügel seiner Partei sitzen, recht energisch ab und beruhigt damit den englischen Bürger, der das rote Tuch fürchtet. Man begreift dies, wenn man den Aufbau der englischen Gesellschaft kennt, die himmelweit von dem verschieden ist, was und englandfreundliche Fortschritts= männer seit hundert Jahren darüber berichten. Sie machen aus England eine liberale Demokratie, in der alle Bürger gleich und frei sind. In Wahrheit tritt aber dort die skändische Schichtung noch stark hervor. Das religiöse Moment ist von großem Einsluß und der Staat mischt sich nicht in tausend Dinge, welche der Einzelne selbst besorgen kann. So hat die englische Gesellsschaft einen konservativen Charafter und darin beruht meines Erachtens ihre Stärke. Es fällt ben praktischen Engländern in ihrer Mehrzahl nicht ein, an diesen Grundlagen zu rütteln und alle die Experimente mitzumachen, durch welche Politiker des Festlandes mit unklarem Denken ihre Staaten zugrunde richten möchten. Auch Mac Donald achtet diese Grundlagen. Er ist sich wohl

<sup>\*)</sup> E. Laub'sche Verlagsbuchhandlung. Berlin-C. 54. 1924.

bewußt, daß er einer höheren Schichte angehört wie die Arbeiter seiner Partei. Er entschuldigt sich fast beswegen und macht den Arbeitern klar, daß er trots-bem ihre Interessen vertreten könne. Mehr will er nicht, und er redet nicht von der Diktatur des Proletariates. In religiösen Dingen ist er christlich ein= gestellt. Natürlich spricht er auch von Sozialisierung, Abrustung, Pazifismus und anderen schönen Dingen, welche das offizielle Programm einer Arbeiterspartei verzieren muffen. Aber doch immer so, als ob für diese verwickelten Probleme die Zeit noch nicht gekommen sei. Erst sind ganz andere Bufgaben zu lösen. Als nationaler Engländer stellt er das in den Bordergrund, mas seinem Bolke dient. Ihm, d. h. dem englischen Arbeiter, muß eine anständige Lebensführung gesichert werden. Dies ist nur möglich, wenn es Arbeit hat. Dazu braucht es einen kaufkräftigen auswärtigen Markt und eine Abwehr der fremden Konkurrenz. Un dieser englischen Politik halt auch Mac Donald fest. Er wird vielleicht mehr als es bisher in England gebräuchlich war, ben Staat in fritischen Augenblicken zur Fürsorge herbeizuziehen; er wird die Steuerlaften etwas gleichmäßiger verteilen und allerlei Reformen befürworten, bie auf bem Festlande schon längst versucht murben. Aber er wird keine umstürzende Revolution in Szene setzen, keinen allmächtigen Staat schaffen und er wird dem Burger freien Spielraum in fulturellen Dingen laffen, welche bei uns manche Politiker gerne mit Beschlag belegen möchten. Der kosmopolitische und internationale Beist liegt ihm und ebenso den englischen Arbeitermassen recht fern. Daher sind alle hoffnungen eitel, welche man da und dort auf dem Festlande vom Zusammenschlusse der Arbeiterparteien aller Bölker erwartet. Der Engländer wird da ebensowenig mittun wie der Franzose. Nur Deutsche, welche "Waisenkinder" in der Politik sind, können so etwas erwarten. Der gesunde und nicht gerade sentimentale Sinn tes englischen Arbeiters wehrt sich zunächst für seine Arbeitsstätte auf der Welt, und Mac Donald wird ihm dabei helfen.

Alles dies lese ich aus der Schrift Mac Donalds heraus, welche vor seinem Regierungsantritt geschrieben wurde. Bas Mac Donald seitdem als Ministerpräsident getan hat, stimmt vollkommen mit diesem Urteil. Das beweist auch neuerdings die Stellung, die er an der Londoner Konferenz eingenommen hat. Er hielt die großen Linien der englischen Politik genau so ein, wie seine Bor-gänger und er hat von seinem Standpunkte aus vollkommen recht.

Zum Schlusse noch eine gemeinsame Lehre aus den Büchern von Ford und Mac Donald. Sie bringen uns deutlich zum Bewußtsein, daß Frankreich mit seinem Streben nach "Prestige" und politischem Ruhme recht vereinsamt in der Welt dasteht. Diese Politik des Imperialismus ist für den Augenblick veraltet und es wird bei allen Bölkern klug sein, dieselbe zurückzustellen. Der Rrieg hat das Wirtschaftsleben in Unordnung gebracht. Die beste Politik ist baher biejenige, welche im wirtschaftlichen Leben Ordnung schafft und uns vom Druck der Spekulation in Devisen und Waren erlöft. Das geschieht einmal burch tüchtige und planvolle Arbeit nach der Methode von Ford. Dann aber auch dadurch, daß man jedem Bolke freie Bahn schafft, um an der Weltarbeit nach seiner Art teilnehmen zu können. Freisich werden dabei allerlei Dinge, die wir so gern als Kultur bezeichneten und auf die wir stolz waren, in den Hintergrund treten. Vieles davon war ja "Kitsch" und mag in der Verssenkung bleiben. Für anderes, was wertvoll ist, wird auch wieder die rechte Zeit erscheinen. Im Augenblick ist uns aber die nüchterne und praktische Denkweise nötig, die in den Büchern von Ford und Mac Donald zum Worte kommt, und deshalb habe ich auf diese Bücher hingewiesen.

Christian Benel.

### Alemannenbücher.

Rold Salder in Wabern bei Bern gibt in der Infelbucherei das alte Urner Tellenspiel neu heraus. Entstanden vermutlich 1511, in einer Zeit, wo unter dem Atem großen politischen Tatgeschehens sich der Funte eines eid= genössischen Nationalbewußtseins zu heller Flamme entfachte, bietet es eine Hauptquelle der Tellsage. Aber auch abgesehen von dieser literarhistorischen Wichtigkeit besitzt es Werte unmittelbarer Wirkung. Mit Ausnahme etwa der etwas ledern bozierenden Seroldsreden, welche geschichtliche Einleitungen und Ausblicke geben, muß es jeden, der für gewachsene Bolkspoesie Sinn hat, durch seine knorrige Sprache, seine kraftvoll plastischen Holzichnittgestalten und seine gradlinige elementare Handlung entzücken. Besonders sehrreich ist an diesem Stück der Vergleich mit Schillers Drama, welches sich uns nach glücklicher überwindung des Realismus, der sich an den papierenen Deklamationen von "Rabale und Liebe" berauschte, in seiner strengen und trothem blutvollen Stilisiertheit doch wohl endgültig als eines der größten Meisterwerke der Welt= literatur enthüllt. Einige der glücklichsten Züge und Bilder, die wir als spezielles Eigentum bes Schiller'schen Genius anzusprechen gewohnt waren, sind in Wahrheit sast wörtlich aus dem vorliegenden Volksspiel übernommen. Am Grundriß dagegen hat Schiller mit echt dichterischer Intuition Entscheidendes geändert; besonders genial will uns die ganz grundsätliche Umwälzung erscheinen, mittels welcher Tell aus der ganzen Verschwörung herausgenommen wird und in der inneren Logik seines aus rein Menschlichem erwachsenen Schickslas erst nachträglich zu ihr hingedrängt wird, wodurch erst jene eigentliche Färbung dieses Charakters entsteht, welche dem Drama nicht zuletzt Wirkung und Wart perseiht Anders Austen Schillers das wie als seine Liebespaare und Wert verleiht. Andere Zutaten Schillers, das wie alle seine Liebespaare wenig überzeugende Paar Rudenz Bertha, oder gar der ganz theoretisch schemenhafte Parricida erscheinen weniger glücklich. — Vielleicht war eine Wiederbelebung dieses volkstümlichen Tellenspiels zeitgemäßer als die Abfassung und Aufführung modern-neurasthenischer Ersatmachwerke. In der Sammlung "Münchner Laienspiele" erschien jüngst eine Ausgabe\*) des Urner Spiels für den praktischen Gebrauch in der Jugendbewegung, welche einen etwas anderen, für die Aufführung entschieden geeigneteren Text bietet. Die Drucktype ist schön und suggestiv; der scheußliche Umschlagsholzschnitt war zu entbehren. Bielleicht macht man auch in der Schweiz einmal einen Bersuch damit.

Die Sprache dieses Stückes ist stark und glücklich mundartlich gefärbt, steht aber doch eher dem damals eben entstehenden Schriftdeutschen näher. Die eigentliche bewußte Mundartliteratur entsteht erst Jahrhunderte später, breitet sich dann allerdings in nicht wieder abreißender Tradition vermöge der starken Heimatsinstinkte des Deutschschweizers zu hoher Blüte aus. Im stammverwandten Elsaß dagegen, dessen Bolkstumspflege nach Abreißen jeder Verbindung zum Reich die deutsch Iche Schweizers nunmehr zum Gegenstand ihres stammes-brüderlichen Interesses machen muß, hat erst die heutige politische Zwangslage das mundartliche Schrifttum zu einer wirklichen Volks ach e gemacht, wie die ungeahnte Entwicklung vor allem der Mundartbühne (hochdeutsche öffentsliche Vorsührungen und Vorträge jeder Art sind verboten) erweist. Daneben bleibt auch die Erzählungsliteratur nicht ganz zurück, sür welche in den großenteils schon vor dem Krieg erschienenen Novellenbänden der eben versstorbenen Marie Hart ein unüberdietbares, dem Allerbesten deutscher Mundsartdichtung überhaupt gleichsommendes Muster vorlag. Der Straßburger Pfarrer Robert Vill, der sich schon vor Jahren durch seinen Roman "Tauler" (Basel, Finch) als Dichter von Kang auswies, legt ein schmales Bändchen Kindheitserinnerungen vor: "E Pfarrhüßs üs dr guede alde Zytt", Straßburg, Buchschundlung der Evangelischen Gesellschaft. Seßen wir uns über die schlechte

<sup>\*)</sup> Herausgegeben von Rudolf S. W. Mirbt, Verlag von Christian Kaiser, München.

Ausstattung und die seltsame Geschmacksverirrung, ein deutsches Mundartbuch in Antiqua (!) zu geben, hinweg, so kann man an dem Buchlein eine fast reine Freude haben, welche noch durch die hübschen Zeichnungen von Benri Bacher (man wird die Unmöglichkeit gebührend einschätzen, daß sich ein Rünftler von Niveau "Heinrich Bacher" nenne) erhöht wird. Die kleinen hier vereinten Beschichtchen offenbaren den gangen Gemütereichtum der elfässischen Seele, bas Bersonnene, in die eigene Tiefe Bersenkte, aber auch das in sich Gedrängte, Zurudgetriebene, dem jeder eindeutige ehrliche Ausgang in Sphären höherer objektiver Bedeutsamkeit infolge des zerbrochenen Gemeinschaftsbewußtseins verwehrt ift, das seinen Bruch in alle kulturellen und menschlichen Bezirke fortsett, sobald diese über den engsten Kreis herzlicher Alltagsdumpfheit hinaus= wachsen. Es ist dieselbe warme, gemüthafte, sich felbst treue, aber stickige Welt wie bei Marie Hart, auch hier, in kongenialer Gestaltungstraft eingesangen, mit dem Duft ihrer Lebensstimmung den Leser einspinnend. Ein leiser Unterton von zufriedener Philistrosität schwingt mit, welcher den Bürgersmann diefer Grenzstämme fennzeichnet, dem andere die höhere Stellungnahmen erheischenden Begenstände und Ginftellungen abgenommen haben, ein sparfamer Unterton aber auch von unzufriedener Resignation und Problemflucht; man fühlt Rrafte in sich, die "im Freien überm Nebelmeere wandeln und Werke wirken wollen aus der Rraft der Höhen" — druckt fie aber hinunter, weil fie nirgends mehr Wurzelung finden und innerliche Entscheidungen erheischen, die außerlich sich doch den Ropf einstoßen würden. Auch in diesem Büchlein ist aller unwahrhaftige 22.-November-Enthusiasmus längft verflogen, und gelegentliche Aufredungen in diefem Sinn, wie die Kennzeichnung der deutschen Lehrer als blutdürstiger Tyrannen hat etwas Unfrohes an sich; es ist nicht mehr die innere Besriedigung dabei wie einst im Mai — die Deutschen ärgern sich nicht mehr darüber. Und anders herum: Was Zivilcourage ist, hat der Verfasser trot seiner Versicherung (S. 31) wohl nie begriffen — wozu überhaupt in seiner Heimer Geimat die Gelegenheit ungünstig ist. Ein bedauernswerter Volksstamm, denn: welch edler Geist ist hier zerstört — das ist immer wieder der Eindruck bei Kenntnisnahme wertvollerer und charakteristischer Werke seiner Angehörigen.

Weit gröberen Schlages ist bemgegenüber Gustav Stossops, der im Kommissionsverlage von Lami in Straßburg einen starken Band Mundartschnurren "Üs miner Knedes=Zytt" (Knedes els. — Bub) herausgibt. Was bei Marie Hart und Will Humor ist, ist hier nur Wis. Was an sich wohl geeignet ist, in der Unterhaltungsbeilage einer Zeitung einmal zum herzhaften Lachen zu bringen, weniger aber, in Buchform gesammelt zu werden, das vermittelt heute immerhin wertvolle Einblicke in die derberen und realistischeren Seiten dieses troß allem immer noch in der Tiese urkräftigen und gesunden Volkstums.

Wenden wir uns nun der Pflicht zu, wie zugesagt, über den Fortgang von Albert Schweiters Rulturphilosophie \*) zu berichten. Der zweite Band bes Werkes des bekannten Polyhistors, welcher vor Kurzem nach dem Kongo zurückfehrte, um sich dort seiner philanthcopischen Tätigkeit hinzugeben, bringt eine eingehende historische und systematische Auseinandersetzung zwischen Rultur und Ethit, beide jedoch durchaus aus dem Gesichtswinkel des Berfassers heraus bestimmt. Dieser Gesichtswinkel ist hochgradig persönlich gefärbt und sachlich noch weniger tragfähig als im ersten Bande, wie wir wiederum in der philosophischen Fachzeitschrift "Logos" nachzuweisen versuchen werden. herzenswarmen, an Bildern von stellenweise hinreißender Kraft und Lebendig= teit reichen Sprache bekennt Schweiter seinen Glauben an die Macht der Vernunft und menschlicher Gutwilligkeit, nicht nur gegenüber ben im engeren Sinne moralischen Schäden in Geschichte und Gegenwart, sondern auch gegenüber allen Konflikten der Kultur im weitesten Sinne. Hier ist alles Drang, Ausbruch und Entladung einer großen fünstlerischen Berfonlichkeit, sorgfältige Ableitung der Grundbegriffe, gradlinig fortschreitende Theorie und rein logische

<sup>\*)</sup> Albert Schweiter: Kultur und Ethik. — Das Christentum und die Weltreligionen. — Meine Kindheitserinnerungen. Sämtlich bei C. H. Beck, München, bezw. C. Haupt, Bern.

Begründung der Ergebnisse erwarte man nicht. Wollte man dies Lehrgebäude aus der tief und energisch bewegten Berfonlichkeit des Berfaffers herauslojen, jo ergabe sich, daß die Sate so, wie sie dastehen, sich auch ebenso gut gang anderen und viel geringerwertigen Ginftellungen liehen. Die Gefahr besteht, daß diese rein humansethischen Maximen, wie auf die Dauer immer in der Beiftesgeschichte, eine negative Wendung nehmen, daß über der Schonung bes fremden Lebens und der fich felbst nur beschränkenden Singabe an den Rächsten bas Positive des Daseins, die eigene objektiv wertvolle Leistung und bas eigene, uns absolut obliegende Sein mit seinen zunächst von uns gestorderten Aufgaben ganz vernachlässigt würde. Gerade durch die abschreckende Wirkung des Krieges hat wenigstens in der Theorie die verneinende Moral der Furcht vor dem Leben in seiner wirklichen Spannung, die angstvolle Heilissprechung des bloßen Vorhandenseins wieder einen großen Ausschwung geschilgsprechung des bloßen Vorhandenseins wieder einen großen Ausschwung ges Allein bei Bölkern, die über ein ausgeprägtes Nationalbewußtsein nommen. verfügen, schütt schon dieses gegen eine solche Abstinenzethit, indem hier die positiven Ziele der Gemeinschaft als hinlänglich befugt empfunden werden, auch weitgehende Opfer nicht nur von jedem Einzelnen für sich selbst, sondern auch von dem Einen durch den Andern erzwingbar entgegenzunehmen. Es ist auf jeder Seite dieses Buches mit Sanden zu greifen, wie die völlige vollische Entwurzelung der Heimat der edeln Perfonlichkeit des Berfassers auch die Instanz entwurzelt hat, welche (gang abgesehen von der sofort zur Absurdität und Stilllegung der ganzen sittlichen Aftivität führenden abfoluten Chrfurcht vor bem Tierleben, die Schweißer mit Nachdruck predigt) die Wertdifferenzierung des menschlichen Lebens vornehmen kann. Denn das menschliche Leben ist nicht unterschiedslos gleichwertig; abgesehen davon, daß, wie gesagt, die Gemeinschaft nicht nur durch Macht, sondern auch durch Recht als eine lebendige überindividuelle Wesenheit besugt ist, zu ihrer Erhaltung und Steigerung die Individuen weitgehend einzusegen, so muß und darf — so wenig der Gegenwart dieser Gebanke liegen mag (benn die Tatsache nimmt jeder hin) — auch der Höherwertige weitgehende Einschränkungen und Opfer der Geringerwertigen annehmen, felbst wenn wie in allen menschlichen Institutionen die Söher- und Geringerwertigkeit nur annähernd und mit vielen schmerzlichen Gehlgriffen auszumachen ist. Es wäre ja leicht zu zeigen, wie die "Ethik der (unterschiedslosen) Chrfurcht vor dem Leben" an der maschinenmäßigen Bervielfältigung ber Individuen fofort gur Sinnlofigfeit wurde und ichlieglich im ganglich Leeren, in der maßstablosen Bergeudung aller Kräfte für Zwecke endet, die eben doch als unangemessene und nahezu in jeder Hinsicht untergeordnete bezeichnet werden mussen. Man kann überhaupt keine zweckmäßig geballten Kräfte für höhere Ziele freimachen, ohne geringere Werte mit einer gewissen Brutalität außer Acht ju seten. Im übrigen ift es grundsätlich sinnlos, über lette Prinzipien zu streiten. Es gibt eine Reihe äußerster praktischer Grundeinstellungen und theoretischer Grundsehungen, welche weniger sich zu befämpfen als sich zu ergänzen berufen sind. Und gewöhnlich wählt jeder nicht die seinem wirklichen Wesen gleichenden, sondern die es ergänzenden, überhöhenden und von ihm sich abhebenden. Was der Mensch selbst ist, ist ihm selbstverständlich und wenig bebeutsam. Was er dagegen nicht hat und ist, erscheint ihm geeigneter, Stoff seiner Ideale abzugeben. So hat auch dieser Mann in seiner reichen, eigenwilligen, ganz individuellen Frrationalität ein Ideal von entgegengesettem Thpus aufgestellt, das stellenweise bis zur rationalistisch-mechanischen Gleichmacherei hinzielt. Wer aber imstande ist, durch die strengen Formulierungen einer wissenschaftlichen Abhandlung den Buls eines lebendigen Herzens hindurchzufühlen, wird auch bei abweichendem Standpunkt an diesem Buch sich bereichert fühlen.

An einer kleinen Ergänzungsschrift, einem Bortrag vor englischen Asienmissionaren, welcher ihnen das Rüftzeug zu Streitgesprächen mit Vertretern indischer und chinesischer Religiosität an die Hand geben soll — ist diese doppelte Bewertung noch schärfer durchzuführen. Auch hier ist die Überspannung des ethischen Gesichtspunktes zu bemerken, welcher den orientalischen Religionen

in keiner Weise gerecht werden kann, deren monistische, von autonomer Moral freien Ginstellung in der abendländischen Mustit ihr bedeutsames Gegenstud findet, das niemand gang aus dem Christentum wird hinausweisen konnen, ohne es zu verarmen. Dagegen packt hier doppelt der lodernde persönliche Glaube, welcher nach jeder Enttäuschung seiner menschenfreundlichen Aufstellungen und Anläufe immer noch mehr als verbraucht wurde, einzuseben bereit steht: das erschütternd Bekenntnishafte dieser Schrift schließt jede kuhle Polemik aus. — Ganz im Persönlichen bewegt sich schließlich eine gleichfalls neue Schrift Schweiters: Seine Kindheitserinnerungen. Was dort im Philosophischen nicht ausreichte, entfaltet sich hier in Reinheit und Reichtum zu einem vollen unsgetrübten Klang. Eine anima candida entwaffnet hier jede Abwehr, obwohl sie gerade hier die Burzeln ihrer verneinenden lebensfeindlichen Einstellung offenbart; und jenes zwar, weil sie nicht wie so manche Pazifisten und Philansthropen ihren Standpunkt zur bequemen Abweisung aller Forderungen auf Selbsteinsetzung verwendet, den Standpunkt selbst aber nur so weit verfolgt, als er nicht seinerseits Einsat verlangt. Nein, sondern sie verströmt sich so unserschöpflich, hält so treu und groß ihre Linie durch, daß schließlich jeder Widers spruch gegen deren Richtung verstummt. Ist das hier erhöhte Jbeal, sich immer tieser aufzuweichen und hinzugeben, so ist unseres, vor solche letten Alter-nativen gezwungen, immer tathärter und gläubiger zu werden, um der großen objektiven Ziele willen, und der Selbstvervollkommnung, welche nicht ohne die Zurückstrahlung von ihnen erblüht. Aber das hindert uns nicht, den großen und reinen Glang, der über diesem Monschen liegt, zu fühlen und eine Minute lang ihn dankbar als Stärkung in uns einströmen zu lassen. Wissen zu dürfen, daß in der heutigen unreinen Zeit von Selbstsucht, Stofflichkeit und Brutalität ein solcher flügelstarker, unzerbrechlicher Ibealismus erwachsen konnte, das wollen wir als Kraftquelle für den Kampf des Alltags ehrfürchtig mitnehmen, wie es uns geboten wurde, und der schließlichen Zusammenstimmung aller bis zum Letten ehrlichen und glaubensvollen Strebensrichtungen gewiß sein, auch wenn wir die seine im Augenblick sich geradenwegs von der unserigen abwenden seben.

Er. Br.

# Wie "Unsereiner" schreibt.

(Beitrag zur Beurteilung von Traugott Bogels Roman "Unsereiner" Grethlein & Co. in Bürich u. Leipzig).

```
"Ber bist du, Seele?" fragte der Zitternde.
"Ich bin."
"Ich bin dich, nicht?"
"Auch."
"Bist du dich? Allein dich?"
"Ja."
"Bist du wirklich?"
"Deine Wirklichkeit ist mich."
```

Als ich auf der elften Seite des Romans diese Kasusübung las, glaubte ich in das Aufsaheft des achtjährigen Trudi geraten zu sein. "Es war einmal ein Heidi und einen Geißenpeter", fing sein letztes Opus an. Ganz dieselbe Logik also. Und ich fragte mich: Bin ich einen Dummkopf oder ist dieser Traugott Bogel einen Dadaisten, der das naive Hochdeutsch eines Elementarschülers nachahmt? Aber nicht doch! Dieser Mann schien im übrigen nicht nur ein gebildetes Deutsch zu schreiben, sondern sich in ungewöhnlichem Maße auf Sprachkunst zu verstehen und auf dem Wege zu einem eigenen Stil zu sein. Nur bisweilen haperte es wieder mit seiner Kenntnis des allgemeinen Sprachgebrauchs. "O nein, von wegen etwas Natürlichem

Bücher

lag ich mich nicht erröten", jagt die Rellnerin Mina, die sich aber eben aufs Erröten nicht mehr versteht, sodaß ihr auch die Grammatik des Wortes abhanden gekommen sein mag. Dieselbige ungrammatikalische Mina erlaubt sich auch die Konstruktion: "Als du mich damals um einen Ruß betteltest". Offenbar Kellnerinnen-jargon. Auch die alte Frau Stucki, die Mutter des Helden dieses Romans, die sonst im Schriftbeutschen fest ist, soll wohl durch die Sprache ihres Standes gezeichnet werden, wenn sie zu hermine, der jungen Witme sagt: "Die Stadtluft hat dir nicht bekommen."

Das alles könnte gewollte Sprachcharakteristik sein. Bedenklicher aber scheint mir die Nachgiebigkeit des Berfaffers gegenüber der in der heutigen Schriftsprache einreißenden Berwirrung im Gebrauch der Bergangenheitsformen (Imperfett und Perfekt) und der Aussageformen (Indikativ und Konjunktiv). Bon Norddeutschland her nämlich, wo man den Konjunktiv der Gegenwartsform fast gänzlich eingebüßt hat, — vielleicht auch begünstigt durch das schlechte Übersetzungsdeutsch der Depeschenagenturen in den Zeitungen — verbreitet sich in neuerer Zeit ein Migbrauch, der, wenn er durchdränge, zu einer Berfümmerung der deutschen Biegungsformen und zu einer Bergröberung der Sprache führen müßte: dem Imperfett wird eine wichtige Funktion des Perfekts und dem Indikativ eine wichtige Funktion des Konjunktivs preisgegeben. Für den ersten Fall bietet der Roman, auffallenderweise fast nur in der vordern Sälfte, ein Menge Beispiele:

(S. 27) "Ich wollte dir sagen, daß Bater heimkam." (Statt: heimgekommen ist. — Nebenbei, auch das artikellos gebrauchte "Bater" ist aus Norddeutschland

eingeschleppt. Unsere Literaten lernen ihr Deutsch eben aus Büchern.)

(S. 103) "Man sah sie lange nicht mehr", sprach die alte Frau. (Statt: Man

hat Sie usw.)

(S. 146) "Schade, daß wir eben aßen; oder trinkst du ein Täßchen Milch?" (Ausgesprochen norddeutsch, statt: daß wir gegessen haben).

(S. 164) "Bist du nicht froh, daß ich hier blieb?" (Statt: geblieben bin). Ein startes Beispiel aus dem zweiten Teil ist die unvermittelte Aussage der Braut Meta, die ihrem Besuch einen Brief des Hausburschen hermann zu lefen gegeben hat. Da heißt es:

Der Gast legte ben Brief gefaltet wieder zurud auf den Tisch.

"Ich traf ihn", sagte die Näherin. Wie kommt es, fragt man sich, daß ein Schweizer (leider ein Zürcher), der doch von Kind auf so eng mit dem Perfekt verwurzelt ist, diese norddeutsche Mode so gefällig mitmacht? Wie kommt es, fragt man sich weiter, daß ein Schweizer, dessen Mundart sich durch einen musterhaften Gebrauch des Konjunktivs der Gegenwart bei unbestimmter Aussage auszeichnet, diesen Borteil nicht ausnutt, sondern der norddeutschen Verslachung huldigt? Es geschieht zwar in diesem Romane nicht oft, aber es geschieht boch; die Neigung dazu ist vorhanden, und wer den folgenden Sat (S. 73) verbrochen hat:

"Sie fragte nie, woher er kommt, wohin er will, sie will ihn nur um sich haben". . bei dem hat sich offenbar das gesunde Konjunktiv-Gewissen seiner Mundart bereits gelodert und ift dem Ginflug einer fremden Sprachmode zugänglich geworden.

Wenn das bei irgend einem Feuilleton=Zeilenschreiber geschieht, hat es nicht viel auf sich. Aber hier, am grünen, saftigen Holz eines unzweifelhaft auch sprachbegabten, in gewissem Sinne auch sprachschöpferischen Talents! Ich glaube freislich, daß man unrecht getan hat, dem Verfasser schon eine große Zukunft vorauszusagen und gar, ihn mit Dostojewski zu vergleichen. Dostojewski! Anders geht's bei diesen deutschen Verlagslobpreisungen schon gar nicht. Was ein richtiges deutsches Genie sein will, das muß mindestens mit etwas Russischem, Indischem oder Altdinesischem verglichen werden. Belder Berlag fande heute den Mut, einen neuen Schriftsteller als grundbeutsch und nichts weiter zu empfehlen? Und doch wäre es das höchste Lob, sofern der Glaube noch lebte, daß die Gesundung des deutschen Geistes nur aus den eigensten Kräften des deutschen Volkes zu erhoffen sei und nicht aus der Nachahmung wesensfremder Kultur.

Der Roman "Unsereiner" gehört nicht zu den Meisterwerken, die dem einen und andern großen Talent auf eine ihm felbst unfaßbare Beise schon im ersten Burfe gelungen sind. Dazu fehlt ihm sowohl der große Gehalt als eine durch innere Sinheit zwingende Form. Was enthält denn dieser sogenannte Roman? Nicht viel mehr als zwei Wochen aus dem Leben eines jungen Träumers, der sich aus der lozialen Riedrigkeit seiner Umwelt nach freieren Höhen herausarbeiten möchte. Der arme Mensch stammt sozusagen aus einer Lehmgrube. Denn die Ziegelhütte, für welche sein Vater als Fuhrhalter arbeitet und in deren Umgebung der Knade seine eintönige Jugend verdracht hat, steckt im Lehmboden einer Zürcher Vorstadt drin. Davon hat der Junge die "Lehmkrankheit" — und wer die Lehmkrankheit hat, sagt er einmal, kann nicht mehr ruhig überlegen, nicht mehr ruhig sprechen, nicht mehr ruhig handeln. Es ist gewisserwäßen eine Nervosität der Seele. — Wie das mit dem Lehm zusammenhängt, ist mir nicht klar geworden. Die Kervosität der Seele holt man sich heutzutage ebenso gut auf dem Stein- und Asphaltpsaster als auf dem Lehmboden. Aber, wie dem auch sei, der junge Mensch, der "Unsereiner", fühlt sich sehnkrank, möchte immun werden gegen diese Krankheit, möchte andern, die auch daran leiden, das Heilter num bringen. Das stellt er num freisch sondern, d. d. er stellt es gar nicht an; denn daburch, daß er den Lehmboden mit einem traurigen Hotelzimmer am Hisgengraben vertaussch und statt mit seinen Estern, Geschwistern und Nachbarn nun mit banalen Kellnerinnen und ihrem noch banaleren Unhang vertehrt, dabei ein wenig Ketlamenbilder zeichnet und sien Berz in allerhand unschuldigen Liedes- und Freundschaftzgesihlen spazieren sührt — dadurch hilst er weder sich noch den Seinen noch irgend jemand aus der Lehm- oder sonst einer Zeitkrankheit heraus. Das Glück sührt ihm zwar ein seines, ausrichtig denkendes und zart sühlendes Mädchen in den Wellen sit, vermag er nicht zuzugreisen und etwas rechtes zu glauben und zu wagen, und sich sehn zu gesten hat, die beiden zuschen Kreuzde kazugen und baus dazu getan hat, die beiden zuschen Wädchen vor. "Ach lasse dem Kreuzde eine Reugten und bießen, sagt er sie ewig wird warten veit sehn kan der kehmkrankheit hat wie er, kann wohl philosphieren üb

Dieser philosophierende Liebhaber, der ans Ewig-Weibliche gebunden ist und sich an das Wirklich-Weibliche nicht zu binden vermag; der sortwährend weiblichen Umgang nötig hat und sich zu keinem ausschließlichen ein Herz fassen kann; der liebeshungrig sich den Mädchen in die Seele stiehlt und, wenn sie ihn halten wollen, wie ein Dieb entwischt — er mag wohl als männlicher Thpus unsres Zeitalters, namentlich unter Schriftstellern und Künstlern, seinesgleichen sinden und somit einiges Interesse verdienen; als Held eines Romans ist er für Menschen, die tatsträftig im Leben stehn, eine Figur "zum Kläpsen", wie eine alte, energische Dame zu sagen pslegte, wenn ihr ein solcher Halbmann und Gefühlszauderer über den Weg lief. Gesunde Naturen werden sich beim Lesen gegen diese Lehmkrankheit zu wehren wissen; schwache werden der Ansteckung verfallen oder, im Gefühl, endlich verstanden zu sein, sich in ihrem Abbild bespiegeln und noch tieser in die Krankheit hineinshätscheln.

Der Roman hat aber doch ein stilistisches Schutzmittel in sich selbst gegen allzu schädliche Birkungen: er ist von einer Pedanterie der Zusallsschilderung, daß einem Leser, der etwas erleben möchte, die Geduld immer wieder zu reißen droht. Führt uns der Erzähler mit seinem Helden in einen Bahnhoswartesaal, so hält er uns anderthalb Seiten bei einer rebeliegen Frau auf, die zufällig da sitt und deren Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, sich zufällig damit unterhalten, die Aufschrift an der Glastüre zu buchstadieren. Endlich kommt der Ausruser und meldet die Absahrt des Zuges an. "Die Worte sielen gleich dürren Baumfrüchten, und die "r" waren die klappernden Kerne in den Wortgehäusen." Meinetwegen. Kennen wir auch. Aber nun endlich hinaus mit euch, Gottlied Stucki und Mina Steiner! — Halt da! So leicht kommen wir nicht auf den Bahnsteig. Das muß ausgekernelt werden. "Mina wickelte das übriggebliebene Brötchen und den Kest der Burstscheiben mit den Hautabfällen in das Kapier, rieb daran ihre Fingerspitzen und säuderte sie am

Bücher

Taschentüchlein. Stucki legte das Päcken in den Handkoffer zurück, nahm ihn auf und stellte sich" (man bente!) "bereit zum Berlassen bes Warteraumes. Mina erhob sich, und als sie über die Türschwelle traten" (Na, denkt der Leser, was Verfluchtes muß jett dazwischenkommen?) "hielt sie den Schirm unter den Arm geklemmt" (unter welchen Urm um Gotteswillen, den rechten oder den linken?) "und zog die Handschuhe an." Das ist alles. Man atmet auf.

Ein anderes Pröbchen. Gottlieb Stucki sitt vor dem Fräulein Hulda, der er einen von ihrem Bater bestellten zeichnerischen Entwurf überreicht hat. Sie prüft

das Blatt. Er wartet.

"In einem anstoßenden Zimmer schlug eine Uhr langsame Schläge. Stuckt zählte mit und füllte die Abstände zwischen den Schlägen mit Zählen aus." (Das sollte genügen, möchte man meinen. Aber warte nur!) "Das erste mal brachte er es bis neun, das zweite Mal ebenfalls, das dritte Mal beeilte er sich und konnte bis elf zählen" (Denkt euch bloß, so was!), "dann wieder nur bis neun; nun ver-suchte er die Geschwindigkeit des Zahlendenkens zu regeln, sodaß seine zehnte Zahl auf den folgenden Schlag der Uhr traf."

Die reinste Experimentalpsychologie.

Alber auch im Physiologischen kennt er sich aus. Gottlieb Stucki kommt verschwitt heim und tut, was andere unter solchen Umständen etwa auch tun: er zieht sich aus und wäscht sich; sehr einfach; — Aber holla, für unsern Erzähler ist das ein analytisches Restessen. Go etwas will ausgekoftet sein.

"Er schwitte und roch seinen Schweiß und die Unterkleider. Die Ausdünftung seines Rörpers und der säuerliche Geruch der Leibwäsche ekelten ihn. Er beeilte sich, in sein Zimmer zu gelangen, um sich dort auszuziehen und am ganzen Leibe zu

waschen." Also denn, beeile er sich! — Aber mit nichten! "Als er zu Hause ankam, warf er die Kleider denn auch hastig von sich und begann seinen Körper zu reinigen." (Aber wie denn? schreit die Neugier des Lesers). "Er tat dies bei offenem Fenster und ohne Licht. Erst als er sich munter geworden ans Wiederanziehen machte, sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt" (der Stil wird fast geheimrätlich), "in dieselben schweißnassen und unsaubern" — warum hier nun so ungenau? — "Bäschestücke zu schlüpfen, die er eben von sich geworfen. Erst besiel ihn die Mißstimmung wieder, die er mit der erfrischenden Waschung vertrieben; dann aber, als er sich entschlossen hatte, nicht mehr auszugehen und für heute das Begießen der eingesteckten Rute zu unterlassen, warf er sich das Nachthemd über, schlüpfte in die Hose und gab der Mahnung Gehör, die an die besorgte Mutter erinnerte, welche für ihn und die Geschwister seit vielen Jahren neben andern kleinen Wichtigkeiten auch für die eine sorgte: für die Wäsche"

So, da hätten wir den Mann wieder in den Kleidern. Aber wozu nun der Aufwand? Haben all diese unwichtigen Aleinigkeiten etwas mit der Handlung des Romans zu tun? — Scheinbar nicht. Aber des Dichters Auge blickt weiter. Er

hilft unferm hausverstande nach:

"Das Ende seiner Überlegungen war der Entschluß" (was meint ihr wohl?), "morgen Basche einzukaufen und brühen zu lassen".

So geht es streckenweise durch den ganzen Roman.

"Da lehret man euch manchen Tag, Daß, was ihr sonst auf einen Schlag Betrieben, wie Effen und Trinken frei, Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei."

Nun ist's kein Professor der Logik, sondern ein Dichter, bei dem wir lernen mussen. Es ist wahrlich ein hartes Muß, und ich gestehe, daß ich Tage und selbst Wochen der Erholung brauchte, um mich durch dieses trocene Gehäcksel und Ge-

schnitzel der Zustandsschilderung durchzuarbeiten.

Ich tat es aber doch, von einem unwiderstehlichen Reiz angezogen, der nicht von dieser absichtlich und fast methodisch betriebenen Pointillistenarbeit, sondern von der absichtslos blühenden Schönheit gewisser Gedanken und wie zufällig hingeworfener Einfälle ausging. Unter all dem projaischen Rohl und Kabis der Alltags= und Zufallsschilderung leuchtet und duftet eben doch manche stille Blume, die den Leser aus tiefen Augen anschaut. Eine der Stellen — findet sich in den Worten,

bie Gottlieb Stucki gerade dort, wo ihm das Heldentum fehlt, im Bald des Ütlibergs, an Fräulein Hulda richtet, (S. 332). Man könnte in viel kunstvolleren und fesselnderen Romanen lang nach einem solchen "schmucken Anhängsel" suchen. Und ein anderes Bort, epigrammatisch zugespitzt, wird seinem Helden, "der kein Held sein kann", am Bett der Mutter im Frauenspital geschenkt. Es lautet:

Die Trächtigen sind die Mächtigen.

Gemeint sind die Mütter, die die künftige Menschheit tragen, und die großen, schöpferischen Seelen, die einen welterlösenden Gedanken ausreisen müssen. Zu der Ehrfurcht vor diesen beiden wächst Gottlieb Stuck immerhin in diesen vierzehn oder zwanzig Tagen, die der Roman umspannt, heran. Es geht langsam vorwärts mit ihm, aber auswärts.

Möchte auch die Kunft seines Dichters diesen Weg gehen!

Otto b. Grenerz.